media/rep/

Repositorium für die Medienwissenschaft

Werner Hanselitsch

Informations(t)raum

2012

https://doi.org/10.25969/mediarep/1939

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Hanselitsch, Werner: Informations(t)raum. In: Andreas Kriwak, Günther Pallaver (Hg.): *Medien und Minderheiten.* Innsbruck: Innsbruck University Press 2012 (Medien – Wissen – Bildung), S. 85–100. DOI: https://doi.org/10.25969/mediarep/1939.

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

DFG Deutsche Forschungsgemeinschaft

Philipps Universität Marburg

Informations(t)raum

Werner Hanselitsch

1. Einleitung

„Das Bild eines nachdenklichen Mannes, der an einem Streiktag vor einem leeren Fernseher sitzt, wird eines Tages als das schönste Bild der Anthropologie des 20. Jahrhunderts gelten", (Baudrillard 1992 S. 20) schrieb Jean Baudrillard 1992. Ob sich seine Vision je erfüllen wird, ist höchstwahrscheinlich eine Frage für zukünftige Generationen, obwohl sich für die Tätigkeit bzw. das Erleiden des Fernsehens durchaus eine ausführliche anthropologische Betrachtung lohnen würde. Fernsehen ist nämlich eine Form von „faschistisch" („fasces" = „Bündel") geschalteter Informationsvermittlung, die den Menschen zum passiven Konsumieren von Informationen verdammt. Das Fernsehen schafft durch die Schaltung von Sender und Empfänger Räume, welche Informierte von Uninformierten trennen – je nach Programmzugang auch Informierte von Informierten und zudem ist der Rundfunk nicht geschaffen für Dialoge. Die Informationsvermittlung via Fernsehen ist aber bekanntlich nur eine Möglichkeit, wie Informationen transportiert und übertragen werden können. Eine Phänomenologie des Fernsehens wurde übrigens von Herrn Flusser bereits angeregt und in Grundzügen angedacht. (Vgl. Flusser 2005, S. 103-123)

Der Begriff „Information" hat prinzipiell zwei unterschiedliche Bedeutungen: wissenschaftlich gesehen, wird zwischen einem syntaktischen und einem semantischen Informationsbegriff unterschieden. Der syntaktische Informationsbegriff bezeichnet den Aufwand und in gewisser Weise auch die Struktur, welche zur Übertragung von Information nötig ist und ebenso die Effizienz dieser Übertragung, wohingegen der semantische Begriff der Information sich auf die Bedeutung derselben bezieht (Vgl. Pethes/Ruchatz 2001, S. 274-276). Aristotelisch gesehen könnte man mit gutem Gewissen von Form oder Struktur und Inhalt sprechen. Im Rahmen dieser Ausführungen ist eher der erste Begriff relevant: es geht um Ein- und Ausschluss, der durch eine bestimmte Informationsarchitektur konstituiert wird und der Inhalt, welcher sich natürlich ebenso auf Sender und Empfänger auswirkt, ist dabei in gewissem Sinne zu vernachlässigen. Nichtsdestotrotz wird auch teilweise der semantische Informationsbegriff zur Sprache kommen.

Als wissenschaftlich kompetent hierfür zeichnet sich die sogenannte „Kommunikologie" des tschechischen Philosophen und Medientheoretikers Vilém Flusser (1920-1991). Er definiert seinen Ansatz so: „Kommunikologie ist die Lehre von der menschlichen Kommunikation, jenem Prozess, dank welchem Informationen gespeichert, prozessiert und weitergegeben werden" (Flusser 2008, S. 35). Sein besonderes Interesse gilt der Informationsübertragung vom privaten in den öffentlichen und vom öffentlichen in den privaten Raum, wozu er mehr oder weniger die gesamte europäische Geistes- und Kulturgeschichte rhizomartig bemüht. Diese Aufteilung zwischen öffentlich und privat ist natürlich prinzipiell in Frage zu stellen, aber für Flussers Anliegen, das in einer technischen Utopie voller Empathie und Altruismus endet, reicht sie völlig aus. Er würde jedoch nicht leugnen, dass Informationen auch andere Räume überbrücken als private und öffentliche, die lediglich als Ausgangspunkt und Endstation des Informationsspiels verstanden werden müssen. Ein Beispiel hierfür sind sogenannte Orte reinen Verkehrs, die der französische Ethnologie Marc Augé „Nicht Orte" getauft hat – auch hierzu im Folgenden mehr. Flusser unterscheidet übrigens nicht explizit zwischen den beiden Bedeutungen von Information. Er geht vielmehr von einem etwas allgemeineren Informationsbegriff aus: „Was gelernt, erinnert und vergessen werden kann" (Pethes/Ruchatz 2001, S. 274). Mit diesem Informationsbegriff bemüht er sich, die Lebenssituation der betroffenen Kulturinsassen zu erhellen.

Die Schaltung zwischen Sender und Empfänger, mit anderen Worten, die Frage nach dem „Wie" der Informationsübertragung sowie Speicher- und Verarbeitungsart derselben, schafft Räume und damit Einschluss und Ausschluss. Diese Räume bedingen wiederum menschliche Lebensformen – das „Dasein" bestimmt sich ja offensichtlich immer noch über den Aufenthaltsort des Seins. Die Schwächung und das Wiedererstarken der Nationalstaaten in den letzten Jahrzehnten zeigte dies sehr deutlich. Natürlich lässt sich diese Situation auch umgekehrt denken: das menschliche Dasein schafft Räume, deren Verbindung durch Informationsübertragung hier im Mittelpunkt stehen soll. Die Frage nach dem Anfang oder Ursprung ist dabei nicht nur unter dem Gesichtspunkt, dass wir in einem postmetaphysischen Zeitalter leben und sich daher unser Bedürfnis nach derartigen Konstruktionen in Grenzen hält, zu vernachlässigen: Dasein und Sprache bzw. Kommunikation bilden ohnehin eine untrennbare Einheit und somit ist die Frage, ob dem Raum oder dem Dasein der Vorzug zu geben ist genauso gewinnbringend wie die Frage nach dem Primat von Huhn oder Ei. Festzuhalten bleibt, dass Raum und Lebensform durch Informationen geschaffen werden. Informiert zu sein bedeutet in dieser Hinsicht also auch, in Form gehalten zu werden. Heutzutage werden postmoderne Ge-

sellschaften hauptsächlich durch die beiden Schaltungen „Rundfunk“ und „Netzwerk“ mit Informationen versorgt. Die Situation bzw. das Wesen von Sendern und Empfängern fällt bei den beiden Informationsarchitekturen aber höchst unterschiedlich aus.

Im Folgenden sollen drei Beispiele (inklusive der gegenwärtigen Situation) für das Publizieren (privat nach öffentlich) und das Politisieren (öffentlich nach privat) von Informationen skizziert werden, die schließlich das Besondere und Einzigartige des aktuellen Informationshaushalts deutlich machen. Abschließend wird noch Flussers technische Utopie zur Sprache kommen, um ein in philosophischen Kreisen unerreichtes Maß an Optimismus bezüglich unserer Technik zu zeigen, trotz standesgemäßer und damit ausführlicher Kritik. Flussers Utopie lebt nämlich auch davon, dass es beinahe keine Minderheiten und damit keinen Ausschluss in dem uns bekannten Sinne mehr gibt.

Es handelt sich im Folgenden ausdrücklich nicht um eine geschlossene Theorie oder eine detaillierte Darstellung im Sinne einer „dichten Beschreibung“. Vielmehr besteht die Intention darin, kulturwissenschaftliche Einblicke, Momentaufnahmen und Veränderungen aufzuzeigen, welche die Trennung von Menschen durch eine bestimmte Weise von Informationsstruktur bedingen und wie diese Trennungen in Flussers Visionen aufgehoben werden könnten.

2. Privat und öffentlich

Sinnvolle Informationen, das heißt, weder Infotainment noch die ständige Wiederholung des ewig Gleichen, sind immer noch ein kostbares Gut, obwohl wir uns einer Form der Informationsvermittlung zu nähern scheinen, in welcher ein Überfluss an Informationen zum Alltag gehören wird. Chronologisch vertikal und horizontal betrachtet, gibt es offensichtlich eine Mannigfaltigkeit an Weisen, wie Information übermittelt werden kann. Startpunkt dieser Ausführung ist die Übermittlung von Informationen in der Antike, jener Zeit, in der die Mauer noch eines der größten Probleme hinsichtlich der Informationsvermittlung darstellte.

Im Griechenland der Antike waren öffentlicher Raum (*polis*) und privater Haushalt (*oikos*) strikt voneinander getrennt und wurden von unterschiedlichen Herrschaftsformen strukturiert. Versuchte Man(n), im Sinne eines einheimischen männlichen Bürgers, in der *polis* eine gewisse Form von Gleichheit zu verwirklichen, so war der *oikos* der Ungleichheit „geweiht“. Gleichheit bestand offensichtlich nur unter einer bestimmten Gruppe

von Männern. Der öffentliche Raum, die griechische Polis, besticht durch ein gewisses „Verhältnis von Freien und Gleichen, unter denen Regieren und Regiertwerden auswechselbar ist“ (Braun, Heine/Opolka 2002, S. 56). Der private Bereich hingegen ist völlig andersartig organisiert und die Herrschaft ist nicht auswechselbar. Die „Daheimgebliebenen“ sind aber nicht nur herrschaftstechnisch anders geordnet als die männlichen Bürger, sie sind auch informativ gesehen die Ausgeschlossenen. Der altgriechische Begriff *idion*, was mit „abgesondert“ übersetzt werden kann, drückt diesen Sachverhalt treffend aus (Vgl. Schadewaldt 1978, S. 363). Die sogenannten *idiotes* oder „Privatmenschen“ sind durch ihre Absonderung von der Öffentlichkeit auch zu einem Mangel an Information verdammt – zuhause zu sein, bedeutete in der Antike nicht oder nur wenig informiert zu sein. Das ist wenig verwunderlich, da Rundfunk und Netzwerk noch nicht erfunden waren. Information ist zu jener Zeit etwas, das zur Türe hereinkommt und durch die Türe wieder hinausgetragen wird. Träger derselben sind Menschen, die sich in beiden Räumen frei bewegen können bzw. dürfen: „Die Tür ist das Loch zum Publizieren des Privaten und zum Politisieren des Öffentlichen“ (Flusser 2008, S. 60). Mauern bzw. Häuser und Höfe markieren hierbei Grenzen, die den Informationsfluss hemmen oder ganz und gar unmöglich machen. Das Verhältnis von privatem und öffentlichem Raum ist in der Antike relativ klar geregelt. Sich in der Öffentlichkeit bewegen zu können, bedeutet informiert zu sein, ist man hingegen ein Privatmensch, so bleibt einem der Zugang zu Informationen mehr oder weniger verwehrt. Die beiden einzigen Ausnahmen zur Türe bildeten damals übrigens Brieftauben – eine Form von Information, die durch das Fenster hereinkommt bzw. hinausgelangt – und göttliche Eingebungen, für welche bei der Übermittlung statische bzw. bautechnische Überlegungen keine Rolle spielen.

Im 20. Jahrhundert entsteht in Japan eine neue und netzwerktechnisch bedingte Lebensform – der *otaku*. Hierbei handelt es sich um ein Leben im digitalen Informationsfluss. Zum Phänomen des *otaku* gibt es im deutschsprachigen Raum einige kleinere Beiträge beispielsweise von P. Sloterdijk oder V. Grassmuck. Des Weiteren liegt eine umfassende Auseinandersetzung unter Berücksichtigung Flusser'scher Vorarbeiten von Micheal Manfé unter dem Titel „Otakismus. Mediale Subkultur und neue Lebensform – eine Spurensuche“ vor. Der Autor versucht in seinem Werk, durchaus etwas krampfhaft, den *otaku* als eine Art Vorform zu Flussers utopischer Lebensform zu denken. Nichtsdestotrotz liefert das Buch wertvolle Einsichten zum Phänomen an sich. Der Otakismus ist eine Art Subkultur, deren zentrales Element aus exzessivem und obsessivem Konsum von virtuellen Inhalten besteht (Vgl. Manfé 2005, S. 57). Vom bautechnischen Standpunkt

aus gesehen, ist zu sagen, dass die Mauern der Häuser informationstechnisch umgangen bzw. mit neuen Löchern versehen wurden, die höchst informationsdurchlässig sind. Der *otaku* ist jedoch keine Lebensform des Rundfunks, sondern des Netzwerks. Außerdem darf man dabei nicht vergessen, dass das Phänomen Otakismus zu einer Zeit entsteht, in der das Internet noch nicht „wireless" verfügbar ist, was sich durch eine bestimmte Raumgebundenheit der User äußert. Der *otaku* ist also auch ein Daheimgebliebener, nur dass durch Löcher in den Wänden, welche mit Kabeln gefüllt sind, Informationen in sein trautes Heim strömen. Er ist weitaus besser informiert als die antiken *idiotes*, gerade weil er zuhause bleibt. Aber der *otaku* ist nicht nur besser informiert als die antiken Privatmenschen, sondern auch mit mehr Informationen versorgt als jene Menschen, die sich im öffentlichen Raum aufhalten. Wobei anzumerken ist, dass dieses „besser" mit Vorsicht zu genießen ist, weil der *otaku* auf spezielle Inhalte des Internets fixiert ist und im Allgemeinen nicht nach umfassender Information zu unterschiedlichen Themen strebt.

Im Gegensatz zur Antike wird schnell klar, dass sich die Informationsverteilung zugunsten der Daheimgebliebenen wesentlich verändert hat. Man könnte geradezu von einer Umkehrung der Verhältnisse sprechen. Schuld daran ist die neue Schaltung von Sendern und Empfängern namens Netzwerk. Dieses befreit die Beteiligten zwar noch nicht von einem bestimmten Raum, aber das Netzwerk macht es möglich, dass man in dieser Hinsicht nicht mehr unbedingt vom öffentlichen Raum abhängig ist.

Bevor nun eine Betrachtung von Rundfunk und Netzwerk folgt, soll noch auf eine mögliche Raumkonzeption hingewiesen werden, die zwischen öffentlichen und privaten Etablissements anzusiedeln wäre.

Exkurs: Nicht-Orte

Der französische Ethnologe Marc Augé beschreibt in seinem Werk „Orte und Nicht Orte. Über eine Ethnologie der Einsamkeit" (1994) die gegenwärtige Veränderung des Raums bzw. die daraus resultierende Unfähigkeit, neue Räume mit veralteten anthropologischen Mitteln zu bearbeiten. Augé geht davon aus, dass sich unsere Lebenswelt durch technologischen Fortschritt ständig beschleunigt. Das ist an sich nichts Neues und einige Kulturwissenschaftler und Philosophen haben dieser Veränderung in den letzten Jahrzehnten schon ihre Aufmerksamkeit gewidmet. P. Virilio beispielsweise hat dazu eine eigene Wissenschaft namens „Dromologie" erfunden, welche die abendländische Geschichte nach Geschwin-

digkeitsniveaus und -veränderungen beurteilt. Im Großen und Ganzen hat Virilio zum Thema Geschwindigkeit und Gesellschaft alles Notwendige sowie auch alles Überflüssige gesagt, mit anderen Worten, er hat das Thema bis zur Unkenntlichkeit ausgereizt. Für Augé ist diese merkliche Veränderung unseres Geschwindigkeitsniveaus aber lediglich die Grundlage seiner theoretischen Wanderungen durch die gegenwärtige europäische Kultur und deren neue Räume. Im Gegensatz zu bisherigen ethnologischen Bemühungen versucht er ausdrücklich nicht, Orte zu beschreiben, die durch eine bestimmte Struktur, Sinn und Tradition zu kennzeichnen wären. Um altbekannten philosophischen Taschenspielertricks vorzugreifen, muss dem gleich angefügt werden, dass natürlich auch eine Nicht-Struktur eine Form von Struktur darstellt, mit anderen Worten, dass eine Struktur, die durch das Fehlen von Struktur definiert wird, trotzdem eine Struktur bleibt. Augé geht es darum, Entwicklungen in unseren Gesellschaften aufzuzeigen, die auf der Veränderung von Räumen fußen. Im Gegensatz zu bisherigen Analysen kann er sich eben nicht mehr auf altbekannte theoretische Werkzeuge berufen. Er erfindet daher die sogenannten „Nicht-Orte“:

> *„Zu den Nicht-Orten gehören die für den beschleunigten Verkehr von Personen und Gütern erforderlichen Einrichtungen (Schnellstraßen, Autobahnkreuze, Flughäfen) ebenso wie die Verkehrsmittel selbst oder die großen Einkaufszentren oder die Durchgangslager, in denen man Flüchtlinge kaserniert. Denn wir leben in einer Epoche, die auch in dieser Hinsicht paradox ist: Im selben Augenblick, da die Einheit des irdischen Raumes denkbar wird und die großen multinationalen Netze an Stärke gewinnen, verstärkt sich der Lärm der Partikularismen, all derer, die für sich bleiben wollen, oder derer, die nach einem Vaterland suchen, als wären der Konservatismus der einen und der Messianismus der anderen dazu verdammt, dieselbe Sprache zu sprechen: die des Bodens und der Wurzeln“* (Augé 1994, S. 44f.).

Im Sinne dieser Ausführungen müsste man den Verkehr von Personen und Gütern um jenen von Informationen ergänzen, der sich in der Verkabelung der Welt, Serverparks so groß wie Fabrikhallen und anderen technischen Notwendigkeiten ausdrückt. Wohlgemerkt reden wir an dieser Stelle noch nicht über virtuelle Räume oder eine Vermischung von Realität und Virtualität. Augé nennt als Paradebeispiel für den Nicht-Ort den „Raum der Reisenden“ (Augé 1994, S. 103). Auch die Information ist in diesem Sinne etwas Reisendes, das durch die Entdeckung der Welt Räume hervorbringt, die dem reinen Durchgang bzw. ausschließlich der Beförderung gewidmet sind.

3. Daheim bleiben im Netz? Ein „Patchwork der Minderheiten“?

Nicht ganz zu Unrecht kritisiert P. Sloterdijk im dritten und letzten Teil seiner Sphärentrilogie unter dem Titel „Nicht Vertrag, nicht Gewächs. Annäherung an die Raumvielheiten, die bedauerlicher Weise Gesellschaften genannt wurden“ (Vgl. Sloterdijk 2004, S. 261ff.), gängige kulturwissenschaftliche Vorstellungen von Gesellschaft wie jene vom Gesellschaftsvertrag oder vom organischen Ganzen, weil diese das menschliche Zusammensein nur bedingt erhellen konnten. Diese Bilder, welche man sich lange Zeit von Gesellschaften gemacht hat, waren zweifellos brauchbare theoretische Werkzeuge, aber wie alle Theorie waren auch diese mit einem Ablaufdatum versehen. Sloterdijks Meinung nach verliert die Vorstellung, dass unsere Gesellschaften auf einer Art Vertrag beruhen, vor allem in der gegenwärtigen Situation völlig ihre anregende Wirkung, weil der Kontraktualismus an der realen Existenz dieses Vertrages sowie an der simplen Tatsache, dass nicht alle zwischenmenschlichen Beziehungen vertraglich geregelt sind, scheitert: „[…] besaßen etwa meine Erzeuger einen In-die-Welt-Setzungs-Vertrag mit mir? Darf ich behaupten, ich hätte mit meinen Eltern und Geschwistern einen Verwandtschaftsvertrag geschlossen? […] weshalb es nicht verwundert, daß es noch keinem Archivar gelungen ist, den Aktenschrank zu entdecken, in dem der Gesellschaftsvertrag aufbewahrt wird“ (Sloterdijk 2004, S. 276ff.). Die Vorstellung vom organischen Ganzen ist aber in einer globalisierten Welt voller kultureller und subkultureller „Minderheiten“ ebenfalls nicht zu halten. Den Holismus auf unsere Gesellschaften anwenden zu wollen, ist wenig erfolgversprechend, weil der Wohlstand der Einheit im Wege steht: „Die Enttäuschung geht darauf zurück, daß die einzelnen, sobald sie von lokalen Freisetzungen und städtischen Verwöhnungen profitieren, nicht mehr ohne weiteres das tun, was das sogenannte Ganze von ihnen verlangt“ (Sloterdijk 2004, S. 278). Der Individualismus der Wohlstandsgesellschaft macht das Denken derselben als Organismus unmöglich, aber natürlich gibt es nach Sloterdijk noch weitere Gründe, warum dieses Bild mehr verdeckt als es erhellt. Um aktuellen Anforderungen gerecht zu werden und das menschlichen Zusammensein als „unruhige und asymmetrische Assoziationen aus Räume-Vielheiten und Prozeß-Vielheiten, […] deren Zellen weder wirklich vereint noch wirklich getrennt sein können“ (Sloterdijk 2004, S. 57) denkbar zu machen, schlägt er als Modell den Schaum vor. Menschliches Zusammensein als Schaum zu deuten hat Vor- wie auch Nachteile, aber diese Vorstellung wird der aktuellen Situation noch am ehesten gerecht. Denn der Schaum als „Binnenraum-Rhizom“ (Sloterdijk 2004, S. 302) schafft es, Ko-Isolation und

Ko-Existenz der Kulturinsassen, mit anderen Worten, die Situation, im selben Plattenbau zu wohnen und doch nichts voneinander zu wissen, sichtbar zu machen. Die Schaumtheorie ist aber auch nur bis zu einem gewissen Grad nützlich, da sie lediglich auf die sogenannte „Erste Welt" anwendbar ist und dabei auch nur bis zu einem gewissen Grad. Das Bild vom Schaum beruht nämlich auf technologischen Voraussetzungen: Ich kann es mir nämlich nur erlauben, die Menschen in meiner unmittelbaren räumlichen Umgebung nicht zu kennen, wenn ich die Möglichkeit habe, durch das Netzwerk mit Menschen befreundet zu sein, die mehr oder wenig weit weg leben. Nichtsdestotrotz zeigt der Schaum die Vielheit des menschlichen Zusammenseins auf bisher unerreichte Art und Weise. Als Bild ist der Schaum im Wesentlichen ein Produkt der Ausdifferenzierung unserer Gesellschaften, welche hauptsächlich in der Moderne einsetzt, und technologischer Neuerungen wie Rundfunk und Netzwerk. In dieser Hinsicht entgeht Sloterdijk die Veränderung der menschlichen Behausung in puncto Informationsfluss seit der sogenannten Moderne nicht: „Die Moderne hat das empfangsbereite Warten in technische Apparate wie Rundfunkgeräte und Telephone projiziert, deren Existenz rückwirkend zu sagen erlaubt, was menschliche Häuser nach einer anderen Seite immer schon gewesen sind – nämlich Empfangsstationen für Botschaften aus dem Außergewöhnlichen." (Sloterdijk 2004, S. 516) Etwas darf aber bei aller Euphorie bezüglich des Schaums nicht vergessen werden, worauf auch Sloterdijk pointiert hinweist:

> *„Nichtsdestoweniger sollte die Auslegung der „Gesellschaft" als flacher Schaum nicht zu dem Schluß verleiten, eine vollständige Sammlung der kommunalen Katasterbehälter ergebe die adäquateste Beschreibung des Zusammenseins von Menschen mit ihresgleichen und anderem, so anregend die Parzellierung des Raums in den Grundbüchern der zelltheoretischen Analogien wegen sein mag. Zwar ist „Gesellschaft" nur aus ihrer ursprünglichen Räumlichkeit und Vielheitlichkeit mitsamt ihren vernetzenden Syntagmen zu begreifen, aber die geometrischen Raumbilder der Grundbuchämter liefern doch nicht das gültige Bild vom Zusammensein von Menschen mit Menschen und ihren architektonischen „Behältern"; keine bloße Container-Vorstellung ist geeignet, die eigensinnige Gespanntheit von animierten Gebilden in ihren Aggregationen zu artikulieren. Wären sie verfügbar, müßte man mit psychotopologischen Karten arbeiten, die quasi auf Infrarot-Aufnahmen interner Zustände in polyvalenten Hohlkörpern beruhen"* (Sloterdijk 2004, S. 302).

Die angesprochene Ausdifferenzierung unserer Gesellschaften kann man natürlich ebenso im Rahmen von Emanzipationskämpfen denken, die zu einer unübersichtlichen Vielzahl von Subkulturen geführt haben. Jean-François Lyotards (1924-1998) Text zum Thema „Patchwork der Minderheiten" liest sich wie eine postmoderne Bedienungsanleitung dazu. Denn wer könnte heute noch für DIE Frauen, DIE Kinder, DIE Andersbefähigten usw. sprechen ohne eine gesunde Portion Zynismus? Natürlich darf man von Lyotard kein wie auch immer geartetes Lob in Bezug auf die Veränderung der informationstechnischen Situation erwarten, aber er sieht trotzdem die Möglichkeit gegeben, neue kulturelle Räume ohne Zentrum zu kreieren (Vgl. Lyotard 1977, S. 8) und die Chance, mit Perspektiven zu spielen (Vgl. Lyotard 1977, S. 22).

Doch kehren wir nun zur technologischen Perspektive zurück: Die Bedingung der Möglichkeit für das Schaumdenken bzw. für die Ausdifferenzierung der Gesellschaft findet sich unter anderem im Netzwerk. Der Rundfunk war dafür nur bedingt geeignet, da es sich um eine totalitäre Form von Informationsvermittlung handelt. Beim Rundfunk gibt es nur einen Sender und viele Empfänger, welche die empfangenen Informationen mehr oder weniger passiv konsumieren können. Rundfunksysteme wie beispielsweise Radio oder Presse zeichnen sich vor allem durch Autorität, Konservatismus und Konsum aus (Vgl. Flusser 2005, S. 118). Das Netzwerk hingegen steht für den Dialog aller mit allen – jeder kann Informationen senden und empfangen und der Wert von Netzwerken zeigt sich darin, dass „aus vorhandenen Teilinformationen neue synthetisiert werden können" (Flusser 2005, S. 117). Da Netzwerke die Möglichkeit zum Dialog bzw. zur Antwort schaffen, spricht Flusser auch von der „Stimmung der Verantwortung" (Flusser 2005, S. 117). Netzwerke werden übrigens in Form von Post, Telefon und Internet genutzt. Das Internet als Königsklasse der Netzwerke wird aber leider von den meisten Usern wie der gute alte Rundfunk genützt und solange das Internet noch nicht global und uneingeschränkt zugänglich ist, wird es offensichtlich immer Ausgeschlossene geben.

Durch die ungleichmäßige Verteilung von Technologie, bleibt der Traum von einer Demokratisierung durch das Netz, vom Einschluss aller Ausgeschlossenen und von der durch das Netz hergestellten ebenbürtigen Einheit aller Minderheiten im Moment leider nur ein Hirngespinst einiger Idealisten. Im Augenblick bietet sich eine globale Unterteilung an, die im Spannungsfeld zwischen arm und reich sowie zwischen angeschlossen und nicht angeschlossen anzusiedeln ist. Norbert Bolz unterteilt in technologischer Hinsicht wie folgt: linked/have, linked/have-nots, linked-nots/have sowie linked-nots/have-nots (Bolz 2007, S. 9) und nennt zu jeder Gruppe Beispiele in bekannter, das heißt überspitz-

ter, Bolz'scher Diktion: Linked/have bezeichnet er als „Global Players", was offensichtlich keiner weiteren Erklärung bedarf. Auch die linked-nots/have-nots, die ärmsten der Armen, die in der Bolz'schen Aufteilung als „Ausgeschlossene" bezeichnet werden, sind in diesem Sinne nicht weiter erläuterungsbedürftig. In den Linked/have-nots, die Bolz etwas leger als „Inder" bezeichnet, sieht er hingegen „das Wachstum der Zukunft" (Bolz 2007, S. 9). Hierbei handelt es sich offensichtlich um Menschen, die den Wohlstand der Ersten Welt nur aus dem Internet kennen, aber zumindest Zugang zur virtuellen Welt haben. Schließlich bleiben noch die linked-nots/have übrig, welche als technikverweigernde Kaste der Ersten Welt zu kennzeichnen sind. Bolzs Fazit ist eindeutig: „Die Zukunft wird wohl zeigen, daß der Gegensatz „vernetzt vs. nicht vernetzt" mächtiger ist als der zwischen arm und reich" (Bolz 2007, S. 9). Dass dieser Befund nicht komplett von der Hand zu weisen ist, zeigten die Reaktionen nach der letzten Wahl im Iran, welche über Youtube publik gemacht wurden, die olympischen Spiele in Peking, welche hauptsächlich als Kampf um Informationen bekannt wurden sowie die jüngsten Revolutionen im Norden Afrikas, deren erfolgreiches Gelingen auch zu einem Teil auf technische Umstände zurückzuführen sind. In diesem Sinne ist es wohl nicht übertrieben zu behaupten, dass gerade das Netzwerk, wenn vorhanden, vom Wohlstand Ausgeschlossene und Minderheiten zu mehr Aufmerksamkeit verhilft, wodurch politisches Umdenken und staatliche Umbrüche möglich werden. Denn lange Zeit wäre es undenkbar gewesen, von zu Hause aus politisch aktiv zu sein bzw. einen totalitären öffentlichen Raum aufzubrechen und zu unterwandern.

4. Mehr Technik und keine Kehre?

> *„Da der erste Teil des Wortes auf Bewegung verweist und der zweite auf ein Lager oder einen Speicher, wäre „Kinethek" eine recht gute Bezeichnung für dieses eine und vielfältige, flexible und stabile, gegenwärtige und abwesende, reale und virtuelle Netz, dieses riesige und unauffindbare, universelle und lokale Konservatorium, das schon bald an die Stelle der Bibliotheken, Museen, Videotheken, Reisbüros, Märkte, Banken und diverse Börsen, Universitäten und Hochschulen treten dürfte, also all dieser in ihrer jeweiligen Konzentration verstreuten Orte, zwischen denen Hermes für Kommunikation, Interferenz, Übersetzungen, Verteilung sorgte. Seiner geduldigen, einsamen Arbeit folgen nun Milliarden guter und böser Engel, die als Träger und Übermittler*

> *von Informationen hier auftauchen und überall verschwinden. Darf ich diese Spannung oder Äquivalenz zwischen dem Lokalen und dem Globalen, zwischen dem Hier und dem Universum als Ubiquität bezeichnen?"* (Serres 1994, S. 136f.).

Manch' einer träumte im 20. Jahrhundert noch von einer Enttechnisierung der Welt und einer Rückkehr zur Natur, mit anderen Worten, von einer Überwindung der gegebenen technischen Kultur zugunsten von *Gaia*. Dieser Traum ist offensichtlich geplatzt. Fakt ist, dass die Menschheit eine Richtung, ein „Ge-schick" in Heideggers Terminologie, eingeschlagen hat, die nicht mehr rückgängig zu machen ist. Der gegenwärtige Stand der Technik und die Form der Informationsvermittlung bzw. die aktuelle Informationsarchitektur hat nicht nur neue, sogenannte virtuelle Räume geschaffen, die völlig vom realen Raum getrennt sind, sondern auch die gute alte Realität entscheidend verändert. Flusser glaubte noch im Rahmen seiner Utopie, dass man irgendwann von zu Hause aus die virtuelle Welt entdeckt und sich körperlich nicht mehr bewegt, gerade weil man mit der ganzen Welt per Internet verbunden ist. Auch der Schweizer Schriftsteller Aurel Schmidt behauptet noch vor über 10 Jahren, dass der Joystick den Wanderstab von seinen Pflichten befreien werde (Vgl. Schmidt 1998, S. 37), was zu Zeiten des *otaku* auch noch recht plausibel erschien. Natürlich gibt es heute auch noch Minderheiten oder Subkulturen, die sich räumlich abkapseln. Dass dem heute im Allgemeinen aber nicht mehr so ist, sollte hinsichtlich gegenwärtiger Nutzung des Internets nicht weiter erklärungsbedürftig sein. Die Frage nach dem Verhältnis von Peripherie und Zentrum (Vgl. Schmidt 1998, S. 43), die in Zeiten ohne mobiles Internet ebenso noch durchaus Sinn machte, kann man heute mit gutem Gewissen als historisch bedingtes Geplänkel abtun. Inzwischen ist nur mehr die Netzabdeckung räumlich relevant und das Kabel hat seine Schuldigkeit getan. Einwände, die sich nicht auf die Netzabdeckung, sondern auf die Energieversorgung unserer technischen Geräte beziehen, kann man ebenfalls getrost als veraltet abtun. Gängige Ladegeräte funktionieren per Solarzellen bei nahezu jedem Wetter – auch unsere ehemals lebenswichtige Bindung zu Steckdosen scheint sich dem Ende zu nähern. In diesem Sinne ist es völlig sinnlos geworden, zwischen öffentlich und privat unterscheiden zu wollen. Außerdem werden wir nicht daran vorbeikommen, den Raum neu zu kategorisieren. Die Realität ist jedoch seit der Erfindung des virtuellen Raums nicht überflüssig geworden, denn diese wird sozusagen von der Technik verschluckt, verdaut und verändert ausgeworfen. Inzwischen ist die Menschheit schon so weit gekommen, dass die gute alte Realität mit Informationen aufgebessert wird, die wiederum mit Smartphones,

Tabs und Laptops abgerufen werden, wozu nur Netzabdeckung, aber kein Kabel mehr nötig ist – Stichwort: Augmented Reality. Im 20. Jahrhundert haben die Menschen als Schnecken ihr Haus namens Realität verlassen, um zu neuen Behausungen aufzubrechen. Heute muss man sich eingestehen, dass die Menschen ohne das alte Haus doch nicht ganz auskommen. Daher sind den Annahmen eines Großteils der Medientheoretiker des 20. Jahrhunderts klar und deutlich zu wiedersprechen, denn der virtuelle Raum hat den realen nicht abgelöst und entscheidend ist heutzutage die Synthese zwischen realem und virtuellem Raum, ohne damit auf Hegels Dialektik zurückgreifen zu wollen. Im Rahmen dieses Zusammenspiels wird die Menschheit wohl oder übel die Zukunft gestalten können und müssen.

Im Moment ist man aber weit davon entfernt, gängige informationstechnische Möglichkeiten auszunutzen und daher gibt es zusätzlich zur fehlenden umfassenden Netzabdeckung dadurch immer noch Einschluss und Ausschluss. Wie sich zeigt, hat das Netzwerk seine Tücken bzw. lässt es ein Verhalten des Users zu, das den Möglichkeiten und Chancen dieser Informationsarchitektur nicht gerecht wird und sich unter anderem in Klatsch, Tratsch, Geschwätz sowie Kommunikation um der Kommunikation willen ausdrückt (Vgl. Bolz 2007, S. 125). Eigentlich könnten damit bisher ungeahnte Kombinationen von Verantwortlichkeiten und Wissen erreicht werden, womit jedoch keine gängigen Bewertungsportale gemeint sind – Erfahrungen bezüglich Konsumverhalten auszutauschen, stellt keine adäquate Form der Nutzung der Informationsarchitektur dar! Die passive Aufnahme von Informationen wäre nämlich schon per Rundfunk möglich gewesen und es ist an der Zeit, alte Kulturgebärden allmählich den neuen Gegebenheiten anzupassen. „Feigheit und Faulheit", um die Sprache der Aufklärung zu verwenden (Foucault deutet Kant. Vgl. Foucault 2009, S. 52ff.), halten die Menschen offensichtlich von einem verantwortungsvollen und nicht-kapitalistischen, aber produktiven Umgang mit dem Netzwerk ab, der sich fundamental von jenem mit dem Rundfunk unterscheidet bzw. unterscheiden sollte. Doch: „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch", schreibt Martin Heidegger (2002, S. 28) in Anlehnung an Hölderlin in seinen Aufzeichnungen zur Technik. Heidegger ist sich sicher, dass die Technik das Schicksal der Menschen bestimmt, was offensichtlich nicht zu leugnen ist, und die Menschheit in eine Art existentielle Gefahr zwingt, die wiederum eine Art Rettung in sich birgt. Man kann daher nur hoffen, dass die Menschheit diesen Punkt der äußersten Gefahr langsam erreicht hat, um das Rettende nicht nur wachsen, sondern wuchern zu lassen. Ansonsten wird das Dasein immer hinter seinen Möglichkeiten zurückbleiben und diesen Planeten allmäh-

lich der völligen Zerstörung preisgeben. Der subtilste und umfassendste Versuch, diesen rettenden Gedanken philosophisch umzusetzen, findet sich in Flussers Schriften, obwohl dieser in vielerlei Hinsicht in kritischer Distanz zum Denken Heideggers steht.

5. Informationstraum ohne Raum…

Abschließend ist noch Flussers Vision bezüglich unserer technischen Zukunft zu besprechen. Flussers Denken ist nämlich in medientheoretischen Milieus eine Ausnahme, weil er nicht nur damit beschäftigt ist, die Gegenwart sowie Vergangenheit zu kritisieren, um daraus apokalyptische Szenarien für die Zukunft zu destillieren:

> *„Und es ist bezeichnend für die meisten Soziologen und Kulturkritiker, daß sie sich für den Zerfall der hergebrachten Gesellschaftsstruktur mehr interessieren als für das Emportauchen der neuen; daß sie mehr auf das Krachen des Eises achten als auf das emportauchende Unterseeboot. Daher sprechen sie von einem Verfall der Gesellschaft, statt von der neuen Gesellschaft zu sprechen. […] Sie kicken tote Pferde“*
> (Flusser 1999, S. 68f.).

Getreu dem Motto „Nach vorne schauen“ und entgegen wissenschaftlichen Gewohnheiten, versucht Flusser die Zukunft im Rahmen des technischen Entwicklungsstandes zu seiner Zeit zu umreißen. N. Bolz beispielsweise würde diese Art, sich einen technologischen Idealzustand zu erträumen, höchstwahrscheinlich als das „Pfingstwunder des Internet“ (Bolz 2007, S. 124) bezeichnen. Dass Flusser religiöses Gedankengut in seine Überlegungen mit einfließen lässt, wird sich im Folgenden aber auch noch zeigen.

Am Anschaulichsten lässt sich Flussers Utopie mit den Begriffen Einbilden, Spiel, Komputieren und Dialog beschreiben. Die **Einbildungskraft** der Menschen in Flussers Utopie ist nahezu grenzenlos. Diese schlägt sich nicht in Texten nieder, sondern in technischen Bildern. Flusser glaubt, dass wir uns in einem Übergang von der Schrift zu digitalen Bildern befinden und dass die Schrift zugunsten dieser Bilder irgendwann verschwinden wird. Das digitale Bild ist von seinem Standpunkt aus gesehen die logische Weiterentwicklung unserer Informationsvermittlung, was auch nicht ganz von der Hand zu weisen ist. In der von ihm konzipierten Zukunft kommunizieren wir mit technischen Bildern, die stets durch bahnbrechende Kreativität glänzen. Doch kreative Menschen

hat es immer gegeben und bis hierhin ist Flussers Utopie lediglich eine Gesellschaft von Künstlern. Neu ist allerdings die Chance, diese Bilder sekundenschnell mit anderen Menschen zu tauschen bzw. deren Bilder mit den eigenen zu vermischen, um dadurch neue Informationen gemeinsam mit anderen zu schaffen. Flusser nennt dies **Spiel** und will damit den Zufall sowie das nicht Vorhandensein einer spezifischen Hierarchie – was ist wichtig und was nicht? – betonen. Für ihn macht es nämlich keinen Unterschied, welche Art von Kompetenzen gekreuzt werden, um daraus neue Informationen zu synthetisieren: „Die Physik ist nicht grundlegender als die Psychologie, die Kompetenz im Pfeifen nicht minderwertiger als die Kompetenz im Kalkulieren. Die Vernetzung hat den Zweck, die uneingestandene Absicht, diese Kompetenzen zu mobilisieren, in die Vernetzung einzubeziehen und zu kreativer Kontemplation zu bringen" (Flusser 2008, S. 245). Dieses Spiel mit *eingebildeten Bildern* in Flussers Visionen verläuft über eine relativ junge Form von kultureller Handlung. Durch die Geste des **Komputierens** als geübter Gebrauch der Fingerspitzen, welche zweifellos jetzt schon die dominierende Kulturtechnik ist, kann der Mensch Gedanken auf Bildschirme übertragen oder vorhandene Informationen am Bildschirm verändern. Flusser versteht darunter das „Übertragen der Existenz auf die Fingerspitzen" (Flusser 1999, S. 34). Das Komputieren steht für all jene Tätigkeiten, mit denen Computer und Smartphones bedient werden, unabhängig davon, ob es sich um eine altmodische Tastatur, einen Touchscreen oder zukünftige Möglichkeiten der Bedienung handelt. Für Flusser manifestiert sich dieses Spiel mit digitalen Bildern basierend auf der Geste des Komputierens in einem uneingeschränkten globalen **Dialog**, in dem jede und jeder unterschiedliche Kompetenzen zur Geltung bringen kann. Dieser Bilderdialog ist in Flussers Utopie das absolute Engagement gegen den Tod und die Entropie (Vgl. Flusser 1999, S. 23 u. S. 66). Der Raum ist barrierefrei und Minderheiten sind in unserem Sinne nicht mehr denkbar. Flusser nennt dieses neue Zusammensein von Menschen mit Menschen auch die „telematische Gesellschaft", welche sich durch das Näherrücken aller Menschen via Technik auszeichnet (Vgl. Flusser 2008, S. 243ff.). Seiner Utopie entsprechend, sieht Flusser diese neuen Beziehungen zwischen Menschen sehr idealistisch, das heißt, er verspricht sich davon eine Erhöhung der Nächstenliebe und des Mitleids, was beispielsweise den Auffassungen von J. Baudrillard oder N. Bolz völlig wiederspricht, welche diese neuen Beziehungen als Verarmung der menschlichen Sozialität deuten.

Mag Frau oder Mann von diesem Verhältnis von Menschen zu Menschen denken, wie sie oder er will, fest steht, dass es in Flussers Utopie sozusagen auch eine Art Min-

derheit gibt, nämlich jene, die einen Körper besitzen, um diverse Aufgaben in der Realität erledigen zu können, auch wenn Flusser das nicht zugeben würde. Er geht nämlich von einer Auslöschung alles Körperlichen aus, das sich in einem „Verneinen aller Ontologie, Epistemologie und Ethik zugunsten der reinen Ästhetik" (Vgl. Flusser 1999, S. 153) ausdrückt: „Der Körper soll so wenig beim Spielen (Leben) stören, soll so wenig wie möglich Spielverderber sein können" (Flusser 1999, S. 160). Dass dieser Aspekt von Flussers Überlegungen sich so nicht realisieren wird, zeigt der gegenwärtige Umgang mit dem Netzwerk, der die Menschen nicht an einen bestimmten Raum fesselt, weil mobiles Internet keine Ortsbindung mehr fordert.

Zudem kommt in Flussers Utopie auch ein religiöser Aspekt zum Tragen, der aus einer Kombination von christlicher Nächstenliebe und jüdischem Sabbat resultiert und von Flusser als Feier bzw. Feiern zusammengefasst wird (Vgl. Flusser 2008, S. 245). Dieses permanente Feiern ist sozusagen als Gegensatz zu sogenannten Leistungsgesellschaften zu verstehen, was nicht bedeuten soll, dass die Menschen in Flussers Vision keine Leistungen erbringen. Doch dieses Schaffen ist nicht durch eine Philosophie bedingt, die auf Zuwachs von Zuwächsen basiert, sondern auf Muse (Vgl. Flusser 2008, S. 235ff.). Im Rahmen europäischer Übungstraditionen (Vgl. Sloterdijk 2009) wäre es übrigens kein Novum, solch ein übendes Leben zu schaffen.

> „*Ich glaube, die Telematik ist die Technik der Nächstenliebe, eine Technik zum Ausführen des Judenchristentums. Die Telematik hat Empathie als Basis. Sie vernichtet den Humanismus zugunsten des Altruismus. Allein dass diese Möglichkeit besteht, ist etwas ganz Kolossales"* (Flusser 2008, S. 251).

Es wird daher für uns wichtig sein zu begreifen, dass es keinen privaten und keinen öffentlichen Raum mehr gibt, dass Nationalstaaten noch mehr an Raumhoheit verlieren werden und dass der Raum als globaler uns alle betrifft. Sloterdijks Bezeichnung „Ko-Immunismus" soll daher diese Ausführungen abschließen:

> *„Die Geschichte des zu klein verstandenen Eigenen und des zu schlecht behandelten Fremden erreicht ihr Ende in dem Moment, in dem eine globale Immunitätsstruktur unter respektvoller Einbeziehung der Einzelkulturen, der Partikularinteressen und der lokalen Solidaritäten entsteht. Diese Struktur würde in dem Moment planetarisches Format annehmen, in dem die von Netzwerken überspannte und von Schäumen*

überbaute Erde als das Eigene und der bisher dominierende ausbeuterische Exzeß als das Fremde konzipiert werden. […] Ihre Mitglieder sind keine Passagiere auf dem Narrenschiff des abstrakten Universalismus mehr, sondern Mitarbeiter an dem durchwegs konkreten und diskreten Projekt eines globalen Immundesigns. […] die Einsicht, daß gemeinsame Lebensinteressen höchster Stufe sich nur in einem Horizont universaler kooperativer Askesen verwirklichen lassen […] Ko-Immunismus. […] Unter ihnen leben zu wollen würde den Entschluß bedeuten: in täglichen Übungen die guten Gewohnheiten gemeinsamen Überlebens anzunehmen"
(Sloterdijk 2009, S. 713f.).

Literatur

Augé, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main: S. Fischer.

Baudrillard, Jean (1992): Die Transparenz des Bösen. Ein Essay über extreme Phänomene. Berlin: Merve.

Bolz, Norbert (2007): Das ABC der Medien. München: Wilhelm Fink.

Braun, Eberhard/Heine, Felix/Opolka, Uwe (2002): Politische Philosophie. Ein Lesebuch. Texte, Analysen, Kommentare. 8. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlts.

Foucault, Michel (2009): Die Regierung des Selbst und der anderen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Flusser, Vilem (1999): Ins Universum der technischen Bilder. 6. Aufl. Göttingen: Hubert & Co.

Flusser, Vilem (2005): Medienkultur. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer.

Flusser, Vilem (2008): Kommunikologie weiter denken. Die Bochumer Vorlesungen. Frankfurt am Main: Fischer.

Lyotard, Jean-François (1977): Das Patchwork der Minderheiten. Berlin: Merve.

Manfé, Michel (2005): Otakismus. Mediale Subkultur und neue Lebensform – eine Spurensuche. Bielefeld: Transcript.

Pethes, Nicolas/Ruchatz, Jens (2001): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schadewaldt, Wolfgang (1978): Die Anfänge der Philosophie bei den Griechen. Die Vorsokratiker und ihre Voraussetzungen. Tübinger Vorlesungen Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schmidt, Aurel (1998): Von Raum zu Raum. Versuch über das Reisen. Berlin: Merve.

Serres, Michel (1994): Atlas. Berlin: Merve.

Sloterdijk, Peter (2004): Sphären III. Schäume. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Sloterdijk, Peter (2009): Du mußt dein Leben ändern! Frankfurt am Main: Suhrkamp.